

# **Digitales Brandenburg**

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

## **Die Quitzows und ihre Zeit oder die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. bis zu ihrem ersten Hohenzollerschen Regenten**

**Klöden, Karl Friedrich von**

**Berlin, 1890**

Vierundzwanzigstes Kapitel.

**urn:nbn:de:kobv:517-vlib-1680**

## Vierundzwanzigstes Kapitel.

Meister Freisack wurde auf seinen Pflegesohn immer stolzer. Aber auch seine eignen Söhne hatten sich als wackere Kämpen bekundet und Lob eingeerntet. Er gab deshalb ein großes Fest und ließ es dabei hoch hergehen. Am zweiten Tage hatte er lauter Arme und Glende eingeladen und machte aus Dankbarkeit auch diesen einen guten Tag, wobei er sich's nicht nehmen ließ, selber aufzuwarten. Unter jenen Glenden war ein vertriebener Priester, dessen ganzes Wesen Meister Arnold sehr wohl gefiel. Mehrere Unterredungen mit ihm bestärkten ihn in seiner günstigen Meinung und da sich ergab, daß der Geistliche Augenzeuge des Aufruhrs in Stralsund gewesen war, über welchen so viel gesprochen wurde, und da Meister Freisack, wie wir schon wissen, gern etwas Neues erzählen hörte, um wieder erzählen zu können, so bat er den Priester für den folgenden Tag zu Gaste, um ungestört seine Erzählungen genießen zu können, was dieser denn auch dankbar annahm und sich zu rechter Zeit einfand.

Ich bin, sprach er, Pfarrer auf einem Dorfe nahe bei Stralsund in Pommern gewesen. Eben jener Aufruhr hat mich von meiner Stelle vertrieben, aber wenn euch die Ursache einleuchten soll, muß ich euch folgendes sagen: Die im Sunde\*) sind ein üppiges und stattliches Volk, das in guter Nahrung lebt wegen des Seehandels und vielen Verkehrs und sehr die Pracht und den Aufwand liebt. Bei jeder Kindtaufe, oder wenn eine Sechswöchnerin ihren Kirchgang hielt, bei jeder Hochzeit und jeder Trauerfeierlichkeit bat selbst der gemeine Mann nicht etwa bloß seine Freunde und Nachbarn dazu, sondern auch alle seine Amtsverwandten und Standesgenossen, wobei immer Mann und Frau, wenn sie nicht eine Geldstrafe erlegen wollten, kommen mußten, und war die Zahl der geladenen Gäste oft übergroß, so daß selbst die Reichsten, die in einem Amte saßen, nicht mehr Gäste hatten, als jene.

Das verdroß diese und sie suchten den gemeinen Mann zu über-

\*) Damals der gewöhnliche Name für Stralsund.

treffen, steigerten die Pracht ins Unerträgliche und baten um so mehr Freunde und Nachbarn, sonderlich bei Begräbnissen und Seelmessen der Toten, daß zuletzt der unmäßige Aufwand die Kräfte aller weit überstieg und jeder einsah, es könne so nicht bleiben.

Freisack. Nun, das ist ziemlich so wie bei uns, denn geschlemmt und geprazt wird hier auch redlich.

Priester. Es mag doch wohl dort noch ärger gewesen sein. Die Geistlichkeit aber war mit diesem Aufwand wohl zufrieden und das hatte folgenden Grund. In dem Sunde sind drei große Pfarren<sup>15)</sup> und daneben noch mehrere Kapellen in und außer der Stadt, wohlversehen mit Pfarrherren und Predigern. Allein sie hatten kein festes Einkommen von Ländereien und Gütern, wie anderwärts sondern mußten sich allein vom Opfer erhalten, das ihnen die Andächtigen spendeten, also von zufälligen Einnahmen. An ihrer Spitze stand ein Oberpfarrer oder Kirchherr, der alle Pfarrer und Geistlichen im Sunde unter seiner Gewalt hatte, denn ihm lag es ob, die Kirchen und Kapellen mit Geistlichen zu versorgen, und obgleich er ebenfalls keine festen Einkünfte hatte, so trugen ihm doch die Opfer so viel ein, daß er sich für einen großen Prälaten hielt und alle seine Pfarrer, Kapellane, Chorschüler und Küster stattlich davon leben konnten. Bei allen Feierlichkeiten mußte jeder Gast opfern, und bei den Vornehmeren geschah es nicht an einem Altar allein, sondern an dreien, vieren und auf jeglichem Altar dreimal. Das brachte denn freilich viel Geld, aber beschwerte auch die Leute gar sehr, sonderlich die Armen.

Freisack. Das will ich meinen. Da hätte aber der Rat ein Einsehen haben sollen.

Priester. Das geschah auch. Der Rat unterhandelte mit dem obersten Pfarrer und suchte ihn dahin zu bringen, daß er die prächtigen Begräbnisse und die Opfergelder beschränken möchte, aber Kurt von Bonow, so hieß der oberste Pfarrer, wollte davon nichts hören und schlug alles rund ab. Da man indessen den Aufwand nicht mehr so fortführen konnte, so kam der Rat auf den Einfall, Pfennige schlagen zu lassen, welche nur den zweidritten Teil so viel wert waren, als die alten, d. h. um ein Drittel geringer. Nun opferten die Leute diese Pfennige, gaben sie auch den Armen, welche bettelten und sparten dabei ein Drittel ihrer sonstigen Ausgaben.

Aber die Geistlichen wollten die neuen Pfennige nicht annehmen und warfen sie den Leuten vom Altare wieder zu. Die Kapellane, Pfarrer und was sonst zu der Geistlichkeit gehörte, liefen zu dem Kirchherrn und beklagten sich bitter. Gemeinschaftlich beschwerten sie sich bei dem Rate und verlangten die Opfer in alter Münze, weil ihnen ihre Gerechtigkeit geschmälert würde und sie den dritten Teil ihres Einkommens

verlören. Der Rat erwiderte, sie befänden sich im Irrtum. Es sei ihnen nichts Gewisses ausgesetzt, es könne also auch ihr Recht nicht geschmälert werden. Das Opfern sei nicht sowohl eine Pflicht, als vielmehr ein guter Wille der Leute, sie könnten geben, was sie wollten, und es stände bei jedem, ob er die alten Pfennige opfern wolle oder nicht. Da erwiderte der Kirchherr, allerdings sei es eine Pflicht, denn die Geistlichen müßten davon leben, sonst möchten die Stralsunder die Kirchen mit beständiger und festen Einkünften versehen, dann wollten er und seine Diener allenfalls mit der Knickerei zufrieden sein. Darüber erhob sich nun ein heftiger Zank, der beide Parteien immer weiter von einander entfernte. Kurt von Bonow nahm einen Haufen dieser neuen Pfennige, um dem Rate seine Verachtung zu bezeugen, ließ sie zusammenschmelzen und daraus einen kupfernen Topf anfertigen, den er, wie es scheint, zu einem schmutzigen Gebrauch bestimmte und der noch jetzt im Sunde verwahrt wird.

Freisack. Damit wird er nichts gebessert haben.

Priester. Im Gegenteil, die Erbitterung wuchs bis auf den höchsten Grad. Kurt von Bonow ritt aus der Stadt und hing sich an viele seiner Freunde vom Adel, welche schon lange der Stadt gern eins angehängt hätten. Er hezte sie auf, verband sich mit ihnen und sagte dem Sunde den Frieden ab. Vor einem Jahre, am Tage Hieronymi, den 30. September 1407, zog er mit drei Fähnlein vor den Sund und hatte darunter dreihundert gerüstete Pferde. Die Leute aus der Stadt, welche er vor den Mauern auf dem Felde fand, ließ er einfangen, hieb ihnen Hände und Füße ab und ließ sie dann liegen. Alle Höfe und Häuser, die vor der Stadt lagen, ließ er plündern, das Vieh forttreiben, dann anzünden und verbrennen und die Bewohner fortführen, noch ehe die Bürger kommen und ihm wehren konnten. Als er endlich vor der Stadt nichts mehr zu thun fand, sprang der tolle Pfaffe vom Pferde und tanzte im vollen Kürass angesichts der Sundischen Einwohner und ihnen zum Spott wie unsinnig umher. Er hatte bis dicht an die Mauern gesengt und gebrannt, die Bürger aber hatten die Zingeln und Thore geschlossen und trauten sich nicht heraus, weil sie nicht wußten, wie stark die Feinde waren. Nun zog der Kirchherr mit seinen geharnischten Kaplanen weiter, allenthalben rings um die Stadt stiegen die Flammen empor, denn er herannte die Dörfer und Güter der Stadt und zündete sie an. Ach, damals brannte der gottlose Mann auch mein Dorf mit seinem Kirchlein ab und vertrieb mich von meiner Stelle, daß ich nun umherwandeln muß in meinem Glende!

Freisack. Ei, ei! Der Kirchherr muß ein heftiger Mann gewesen sein, denn was er that, ist doch fast zu viel! Thaten denn die Bürger garnichts?

Priester. Als das geschah, wurde ein großer Aufruhr in der Stadt und alles lief in Schrecken durcheinander. Das Volk drängte sich auf den Straßen und auf dem Markt und entsetzte sich ob der ringsum aufsteigenden Feuersäulen. Aber drei von des Kirchherrn Unterpfarrern standen auf dem Markt, spotteten der Bürger und sprachen: Seht, das sind die Seellichter, die ihr uns nehmen wolltet und die euch euer Kirchherr nun anzündet; bei denen müßt ihr besser opfern als sonst. Ei, wie konntet ihr so feck gegen ihn sprechen als er hier war. Geht doch jetzt hinaus zu ihm! — Aber diese Spottreden ergrimmte das Volk; es jagte die drei Unterpfarrer in ein Haus, in welches man auch alle andern Pfaffen hineintrieb. Darauf pfahlte man die Thüren zu und wollte das Haus anzünden. Ein Rathherr, als er das sah, redete zum Guten und stellte dem Volke vor, daß die Priester nicht alle Schuld daran hätten, und es würde sehr unredlich sein, wenn man sich an den Unschuldigen rächen wollte. Auch sollten sie bedenken, daß die Priester mehrtheils Bürgerkinder wären, ihr eigen Blut und ihre Freunde, die sie ja schonen möchten, auch wenn sie einige Schuld hätten. Der Pöbel aber war heftig erbittert, sonderlich die Träger in der Stadt, — Packknechte, — denn mehreren der ihrigen hatte Kurt von Bonow, wie man gesehen, auf dem Felde Hände und Füße abgehauen. Sie schriegen alle auf: Die Pfaffen wären alle Schelme, Diebe und Bösewichter, sie hätten die Sache mit anrichten helfen, darum sollten sie auch brennen, daß sie zu Pulver würden und wenn sie selbst ihre Mütter und Schwestern wären. So wollten sie nun das Haus anzünden, in welchem über hundert geistliche Personen steckten.

Freisack. Die werden wohl schon vorher nicht schlecht geschwitz haben, uneingeheizt. — Wetter! Das ist ja ein ordentliches Fegfeuer gewesen.

Priester. Die Ratmannen baten den Pöbel mit thränenden Augen, er möchte wohl bedenken, was er thäte. Mit aller Mühe ward so viel erreicht, daß die Aufrührer die drei Unterpfarrer aus dem Haufen herausholten, welche so unverständig gespottet und sich über den Brand gefreut hatten. Die andern Unschuldigen ließen sie frei. Aber jene zogen sie auf drei Kuhhäuten nach dem Neuen Markt, zerrten und schlugen sie und riefen: Zu Brande habt ihr Lust gehabt, so sollt ihr Brand bekommen. Sie machten ein großes Feuer an, warfen die drei hinein und brannten sie zu weißer Asche. Es waren: Herr Johann von Kölln, Offizial des Bischofs von Schwerin, Archidiacon zu Triebsees und Pfarrer zu Unserer Liebfrauenkirche; Herr Heinrich Gergenow, Kirchherr von St. Nikolai und Herr Wilhelm, Kaplan von St. Nikolai. Unterdessen kamen die armen Bauern von den abgebrannten Dörfern nach der Stadt, denen all das Ihrige genommen und verbrannt war. Ihr Winjeln und

Zammern erregte großen Schmerz und Mitleid. Aber als man erfuhr, daß mehrere vom Adel in der Umgegend dem Kurt von Bonow geholfen hätten, machte sich der Pöbel mit den Bauern auf, um sich an ihren Gütern zu rächen und trieben großes Unwesen, verbrannten ihnen die Dörfer und kehrten ihnen die Häuser von Grund aus um. Dadurch wurde ihnen der Adel sehr aufässig, auch die pommerischen Fürsten machten sich die vom Sunde dadurch zu Feinden und haben sich großen Verdruß und Schaden durch ihre Rache zugezogen.

Als Bischof Koloff von Schwerin den Mord seiner Pfaffen vernahm, that er die Stadt sogleich in den Bann. Aller Gesang mußte aufhören, die Kirchen wurden geschlossen, Taufe und Begräbniß verboten und er verklagte die Stadt bei dem heiligen Vater zu Rom. Unterdessen war Herr Kurt von Bonow zu großer Gewalt und Ehren gekommen. Er war Herzog Barnims von Wolgast seligen Gemahls und ihrer Kinder oberster Rat und Vormund geworden, und Bischof Magnus von Cammin hatte ihn zu seinem Verweser im Stifte ernannt. Jetzt focht er den Sund mit Recht und Gewalt noch mehr an. Er betrieb das Recht gegen sie in Rom, und wenn auch die Sundischen das nicht sehr achten wollten, so wußte er es doch dahin zu bringen, daß Bann und Acht gegen den Sund ausgesprochen wurde, da ihm denn der Bischof von Schwerin darin beistand. Der Kirchherr aber brachte seine Freunde zusammen, nahm die Kriegsmacht des Stiftes von Cammin zu Hilfe, zog mit ihnen abermals vor den Sund und that der Stadt großen Schaden, bis er nichts mehr zu thun fand und wieder abzog. So liegt denn jetzt die Stadt in großem Verderb. Der Handel liegt darnieder, sie dürfen nicht aus dem Thor ziehen, denn wo man sie bekömmt, würgt man sie wie die Hunde, und in der ganzen Umgegend hört das Morden, Rauben und Bestreifen nicht auf. Weiß Gott, wie lange das noch dauern und wann der Bann von ihnen genommen wird. Fürs erste werden die Sundischen nicht daran denken können, mein Kirchlein und Dorf wieder aufzubauen\*).

Nach diesen Mitteilungen verabschiedete der Priester sich mit Dank für die genossene Gastfreundschaft.

Markgraf Sobst war am 25. November von der Belagerung des Schlosses Drebkau nach Berlin zurückgekommen und Dietrich versäumte nicht, sich von Coepenick aus als sein nunmehriger Vasall ihm vorzustellen, obgleich er natürlich nur als Pfandinhaber des Schlosses Coepenick betrachtet werden konnte. Aber Sobst war ungemein gnädig gegen ihn

\*) Ranzow's Pomerania I. I. S. 439. Cramers großes Pommerisches Kirchen-Chronicon, Bd. II. S. 85 f. — Rufus' Chronik bei Grotuff I. II. S. 471 f. Micrälius, altes Pommerland Bd. III. S. 274 f.

und behandelte ihn auf die ausgezeichnetste Weise. Die Berliner waren mit Dietrich nicht mehr so zufrieden wie früher, denn er war mit der Stadt in Grenzstreitigkeiten geraten, da die Gebiete von Berlin und Kölln mit dem von Coepenick zusammenstoßen. Ortwin's Gesinnungen gegen ihn waren jedoch unverändert geblieben.

Jobst ließ Dietrich oftmals zu sich einladen und dieser wußte sich ihm auf eine seltene Weise unentbehrlich zu machen, sodaß er bald als seine rechte Hand galt. Wer weiß es nicht, welch Ansehen die Gunst der Mächtigen verleiht; so kann es nicht befremden, wenn Dietrich's Macht und Einfluß durch die Gunst des Markgrafen Jobst bedeutend gesteigert wurde, obgleich Jobst selbst in den Augen aller derer, die ihn näher kannten, nicht hoch stand. Um so gefährlicher aber konnte Dietrich's Einfluß werden, um so mehr Macht ihm seine Stellung verleihen. Es war möglich, daß er sich des schwachen Jobstes gänzlich bemächtigte und seine Pläne, die als weitgehend bereits bekannt waren, durch diesen ausführen ließ. Nur die bekannte Charakterlosigkeit Jobst's, der sich an niemand dauernd anschließen konnte und seine Lieblinge häufig wechselte, ließ hoffen, daß dies Verhältnis sich wieder lösen würde, ehe es eine besorgniserregende Festigkeit erlangt haben möchte.

Natürlich konnte bei Jobst's Eigentümlichkeiten dies Verhältnis nicht lange bestehen, ohne daß er den Beutel Dietrich's in Anspruch nahm, denn er brauchte beständig Geld und hatte niemals welches. Jobst war am 25. November zurückgekehrt und noch in demselben Monat erinnerte er bereits Dietrich an sein Versprechen, ihm mit Geld auszuweichen; er begehrte pfandweise 400 Schock böhmische Groschen von ihm. Dietrich machte keine Umstände, das Geld kommen zu lassen, denn der Gläubiger hat unter solchen Umständen immer gewisse Vorteile und behauptet eine Art von Übergewicht über den Schuldner, was Dietrich gar nicht ungerne sah. Am 5. Dezember 1408, am Mittwoch vor St. Nikolaitag, versetzte ihm Jobst für jene 400 Schock die Stadt Straußberg mit allen Einkünften und mit der Freiheit, Brennholz zu schlagen in allen Forsten, welche der Stadt und Bürgerschaft gehören. Auch wird ihm Macht gegeben, daselbst und bei Straußberg ein Schloß zu bauen, — denn das dort befindliche gehörte, wie bereits angegeben, dem dortigen Kloster, — wo er will, darin soll er verbauen für 200 Schock böhmische Groschen, und wenn er dazu mehr bedürfen sollte, so kann er mit Jobst's Bewilligung mehr hinein verbauen. Wird ihm diese Summe zurückgezahlt, so ist Straußberg wieder eingelöst; die vorgenannten 400 Schock böhmische Groschen werden seiner Frau Elisabeth als Leibgedinge auf Straußberg geliehen (d. h. werden an sie gezahlt, wenn Dietrich sterben sollte, und bis dies geschieht, behält seine Frau die Stadt), stirbt sie früher als Dietrich und geht Dietrich auch ohne Erben ab, so fallen die 400 Schock

an Johann von Duitzow oder dessen Erben. Zahlt der Markgraf aber die 400 Schock und was Dietrich verbaut hat aus, so wird Stadt und Zubehör zurückgegeben, doch muß dies ein Vierteljahr vor der Zurückgabe gekündigt werden\*). — So besaß denn nun Dietrich die Stadt, welche er zweimal erobert hatte, als Eigentum und zugleich als Leihgedinge seiner Frau. Er reiste mit ihr dorthin und freute sich der ganz verschiedenen Empfindungen, mit welchen beide diesen für sie so merkwürdigen Ort wieder betreten. Dietrich hatte wirklich die Absicht, ein festes Schloß daselbst zu bauen und suchte sich dazu schon eine gut gelegene Stelle aus. Da sich im Winter aber nicht bauen läßt, so wurde die Sache bis zum Sommer verschoben. Bis dahin war Straußberg von den Städten besetzt gewesen. Im Jahre 1407 hatte der Stadt Frankfurt die Unterhaltung der dahin geschickten Knechte 44½ Schock Groschen gekostet\*\*).

Die Unterhandlungen mit Herzog Ulrich waren nun so weit gediehen, daß der Loslassung der beiden Gefangenen, des Herzogs Johann und Johann von Duitzows, nichts mehr im Wege stand; es wurde einer für den andern ausgewechselt, und mit dem Weihnachtsfeste erhielten beide ihre Freiheit. Herzog Johann hatte 13½ Monat gefessen; Johann von Duitzow aber 12 Wochen. Am dritten Weihnachtsfeiertage traf letzterer zu Agnes großer Freude in Plaue ein.

So hatte denn die Christenheit das Jahr 1409 angefangen, in der Mark unter mancherlei Unruhen, denn es zeigen sich überall Spuren, daß außer den hier beschriebenen Fehden noch viele stattgefunden haben, über welche nichts aufgezeichnet ist.

Wir müssen jedoch nunmehr einer derselben ausführlicher erwähnen, welche zwar schon seit lange bestand, bisher aber nicht bedeutsam genug auftrat, um ihrer früher zu gedenken, und weil sie durch ein Zerstückeln nach der Zeitfolge den Zusammenhang verloren hätte, nämlich der Fehde, in welche Johann von Duitzow mit dem Kloster Lehnin verwickelt wurde.

Das Kloster war von allen in der Mark vorhandenen das älteste und ansehnlichste und übertraf die übrigen des Landes sowohl an Reichtum als an Annehmlichkeit. Mit Cisterciensermönchen besetzt, wurde es die Mutter der Cistercienserklöster Chorin, Himmelpfort und Neuzelle, welche von hier aus mit Mönchen versehen wurden und nach den Statuten des Ordens eben darum den Abt von Lehnin als Superior anerkannten. Es lag in einer der angenehmsten Gegenden des Landes, zwei Meilen südöstlich von Brandenburg, drei Meilen von Potsdam, umgeben von schönen und weitläufigen Gärten und trefflichen, mit

\*) Urkunde in v. Raumer, Cod. diplom. brandenb. contin. Tl. I. S. 11 f.

\*\*\*) Wohlbrück, Gesch. von Lebus Tl. II. S. 100.

vielem Wilde versehenen dichten Waldungen; denn selbst die Stelle, wo das Kloster stand, war vormalig Eichenwald gewesen, und zur Erinnerung daran hatte man einen geebneten Eichenstubben in dem Chore der Kirche stehen lassen und drei Eichenstämme als Wahrzeichen unter das Dach der Kirche gesetzt. Es gehörten zum Kloster viele mit den schmackhaftesten Fischen angefüllte Seen, Lehnin selber lag an einer Kette derselben, die ihr Wasser mittels der Emster in die Havel ergießen und zum Theil aus den Fenstern des Klosters übersehen werden konnten. Neben demselben, umgeben von grünem Waldgehügel, erhob sich ein offener Flecken unter dem Schutze und zum Dienste des Klosters. Die Klostergärten waren sämtlich mit Mauern von Backsteinen umgeben; in einem derselben, in dessen Mitte ein schöner Teich lag, wurden wilde Tiere gehalten, mit welchen die Mönche, eingedenk ihres Berufes Ackerbau und Viehzucht zu treiben und zu verbessern, Versuche anstellten, in wie weit ihre Zähmung von Nutzen sein möchte. Gegen Abend lag ein ansehnlicher Weinberg. Diese Annehmlichkeiten des Ortes wurden durch die schönen Einkünfte des Klosters noch gesteigert. Es besaß 24 Dörfer und mehrere Vorwerke, viele Einkünfte an Korn und Geld von andern Orten, selbst von Leipzig und Lüneburg her, und im Jahre 1317 hatte es den Flecken Werder in der Havel vom Ritter Slotecke erkaufte\*), bei welchem der beste Wein in diesen Landen in reicher Fülle gebaut wurde<sup>16)</sup>.

Das Kloster war von Otto I. im Jahre 1180 gestiftet worden, vornehmlich in der Absicht, seine wendischen Unterthanen um so eher zur Annahme der christlichen Religion zu bewegen und für die Kultur des Landes zu sorgen. Er und viele seiner Nachfolger haben daselbst ihre Ruhestätte gefunden, denn es schlafen dort den ewigen Schlaf: Otto I., dessen Söhne Albrecht II., Otto II. und seine Gemahlin Anna, Kurfürst Albrecht I. von Sachsen, der vorigen Vetter, und die Markgrafen Otto der Kleine, der sich zuvor als Mönch in dem Kloster hatte einfleiden lassen und den Grad eines Acoluthen erhalten, Otto der Lange, Hermann II. und Johann IV. Illustriis.

Nur ein zufälliger Umstand muß es verhindert haben, daß der erste Abt dieses Klosters namens Sebalbus als Märtyrer heilig gesprochen wurde, denn er ward ein Opfer seines Berufes. Eine halbe Meile nordwestlich von Lehnin lag ein Dorf Rahmitz, damals ganz mit wendischen, heidnischen Einwohnern bevölkert. Der fromme Abt predigte ihnen das Evangelium, um sie zur Taufe zu bewegen, schilderte ihnen die Greuel des Heidentums und mochte in seinem Bekehrungseifer wohl

\*) Schönemann, Geschichtsbeschreib. von Werder, S. 6—8. Vaticinium metricum D. F. Hermanni S. 66. 67.

die nötige Klugheit vergessen haben, denn es giebt bei allen Völkern gewisse Vorurteile, welche nicht mit stürmender Hand sondern nur nach und nach besiegt werden können und darum mit einer gewissen Schonung behandelt sein wollen. Ein Glas, das plötzlich aus der Kälte in die Wärme gebracht wird, zerspringt. Im Ganzen kann man es der Kirche nicht vorwerfen, daß sie diesen Grundsatz übersehen hätte, denn sie verfuhr in der That meistens mit Klugheit. Im einzelnen wurde er öfters hintenangesetzt; so mochte es auch wohl hier geschehen sein. Die Wenden waren erbittert, wollten von seiner Predigt weiter nichts hören und schwuren ihm, daß er die Stelle lebendig nicht verlassen würde. Die wilde Menge drang auf den armen unbewaffneten Priester ein, der sich umsonst zu den ihn begleitenden Mönchen flüchtete. Mordgeschrei überlante jedes Zureden. In Todesangst kletterte Sebalduß auf eine Eiche, um der tobenden Wut seiner ergrimmtten Feinde zu entgehen. Vergebens! Rasch waren Arzte bei der Hand und Schlag auf Schlag fiel, um den Baum zu fällen. Die Mönche versuchten das letzte Mittel zur Rettung ihres Abtes, sie boten Geld, um sein Leben zu erkaufen und man zeigte den Heiden einen ganzen Beutel voll. Aber die Mordlust war zu heftig erregt, das Mittel fruchtete nichts, Blut wollte die Menge, kein Geld. Krachend stürzte die Eiche und wie der Tiger auf seinen Raub, so stürzte das blutdürstige Heidenvolk auf den armen Priester. Mit Heugabeln, Prügeln und andern Mordwerkzeugen fielen sie über ihn her und schlugen auf ihn zu, bis ein Dolchstoß seiner Dual ein Ende machte. Als die Mönche das sahen, flüchteten sie in großer Angst nach ihrem Kloster und verbreiteten durch ihr Geschrei Furcht und Schrecken. In Eile beschloffen sie, das Kloster ganz zu verlassen und aus einer Gegend zu entweichen, in welcher das Volk für die Segnungen des Christentums noch nicht reif erschien. Schnell suchten sie ihre Heiligtümer zusammen und zogen mit Thränen in den Augen, paarweise zu einer Prozession geordnet, ab. Aber vor dem Kloster senkte sich eine lichte Wolke herab, staunend sah man das Wunder an, und in der Wolke erschien die hohe Himmelskönigin selber, auf dem Arme den göttlichen Sohn und rief ihnen zu: Kehrt zurück, euch soll nichts mangeln! Anbetend sanken die Mönche auf die Kniee und waren dem Befehle gehorsam, und nie hatten sie in der Folge Ursach, diesen Gehorsam zu bereuen. Ein Bild, die Wundergeschichte darstellend, wurde in der Kirche aufgehängt und hat lange das Gedächtnis derselben bei den Nachkommen erhalten. Gegen die Zeit der Reformation wurde es zum zweitemale etwas verändert gemalt. Den Rest der umgehauenen Eiche hat man bei Rahmitz noch Sahrhunderte nach dieser Begebenheit gezeigt\*).

\*) Vaticanium metricum D. F. Hermanni S. 59—62.

Lehnins Mönche haben ein stilles, dem Gebet und der Arbeit gewidmetes Leben geführt und sich nicht in Angelegenheiten gemengt, die sie nichts angingen. Darum weiß die Geschichte wenig von ihnen zu sagen, denn in pflichtmäßiger Beschäftigung kann ein Mönch nur in seinem Kloster Ehre und Ansehen gewinnen, aber jenseits der Mauern desselben niemals. Seit dem Jahre 1399 stand Heinrich Stich diesem Kloster als Abt vor, ein kluger und beherzter Mann von energischem Charakter, der es sich vorgenommen hatte, die unter seinen Vorfahren sehr vernachlässigten Rechte seines Klosters in Ansehen zu bringen\*) und gegen die Anmaßungen des Adels, durch welche sie vielfach gefährdet waren, zu verteidigen. Heinrich Stich fühlte vollkommen das Gewicht seiner Würde und er war sich bewusst, einer der ersten Landstände der Kurmark zu sein. Aber zugleich war er einer ihrer vornehmsten Geistlichen, und wem ist es unbekannt, wie hoch dies Bewußtsein in jener Zeit stellen mußte! Kaum war es möglich, bei solchen Gemütseigenschaften sich frei von päffischer Herrschsucht und geistlichem Stolze zu halten.

Zu den vielen Vorrechten des Klosters gehörte auch die Fischerei auf der Havel, ungeachtet diese an zwei Meilen davon entfernt war. Dies Vorrecht war vorzugsweise durch den Ankauf des Fleckens Werder auf das Kloster übergegangen, den Waldemar bestätigt und zu welchem er noch die Fischerei auf denjenigen Gewässern hinzugefügt hatte, welche die erlauchte Frau Kunigunde, eine Schwester des Markgrafen Hermann von Brandenburg, vormals besaß. Die Grenze dieser Fischerei wurde von der jetzigen Langenbrücke bei Potsdam an gerechnet und erstreckte sich bis an die Dörfer Pareß und Schorin. Sie umfaßte den Schwielow-, den Glindower, den Plessower, den Linewitzer See und den Heidesee Bohin\*\*), desgleichen die Havel bei Werder. Das Eigentum des Gewässers bei Plaue erwarb das Kloster im Jahre 1291 erb- und eigentümlich durch Kauf von Dietrich von Torgau\*\*\*), Martin von Karn und Gercken von Bisen und zwar vom Schlosse Plaue bis Wusterwitz und von jenem Schlosse†) bis Briest die Havel abwärts und hinauf bis gegen Alt-Brandenburg. Es erklärt sich dies, wenn man bedenkt, daß Plaue an Magdeburg abgetreten worden, die Havel aber brandenburgisch blieb und eben darum das Schloß gewissermaßen von seinem Gewässer losgerissen worden war.

Heinrich Stich war erst ein Jahr lang Abt seines Klosters, als Johann von Duitzow Plaue erhielt. Ihm war das Gewässer in der

\*) U. a. D. S. 65.

\*\*) Schönemann, Geschichtsbefchr. von Werder S. 6—8. Gercken, Cod. diplom. Brandenb. T. VII. S. 328. — \*\*\*) Gercken, a. a. D. S. 326.

†) U. a. D. S. 328, 329.

Nähe seines Schlosses viel zu wichtig, als daß er sich bei dem Gedanken beruhigt hätte, es sei rechtlicher Weise in fremdem Besitze. Er fing darüber sogleich Unterhandlungen mit dem Kloster an, und Heinrich Stich, auf sein Recht sich berufend, sprach ihm jede Mitbenutzung des Gewässers, sei es in Bezug auf die Fischerei oder zu anderem Behufe, ab. Johann beruhigte sich nicht dabei. Es scheint, als ob die Grenze um das Schloß her in den Schenk- und Kaufbriefen des Klosters nicht bestimmt genug bezeichnet gewesen wäre, und Johann verlangte, daß das früher zu dem Schlosse gehörige Gewässer ihm wieder überlassen würde. Dem Kloster war dasselbe nur in Bezug auf die Fischerei wichtig und für diesen Zweck besaß es theils an der Havel, theils an den vielen Seen mehr, als es bedurfte. Johann war das Wasser aber namentlich in Hinsicht auf die Verteidigung des Schlosses von Wert und seiner Ansicht nach konnte er sich diesen Zustand der Dinge nicht gefallen lassen. Vielleicht hätte sich das Ganze durch einen Vergleich und eine an das Kloster zu bezahlende Entschädigung abmachen lassen, denn im Rechte scheint das Kloster gewesen zu sein, die Billigkeit aber verlangte wohl, Johann nicht von der Mitbenutzung des Gewässers auszuschließen. Allein Heinrich Stich hatte sich es einmal vorgenommen, den Annahmungen des Adels nicht nachzugeben und glaubte hier eine Gelegenheit gefunden zu haben, die Festigkeit seiner Grundsätze erproben zu können. Er brach die Unterhandlungen ab und erklärte die Rechte seines Klosters aufrecht erhalten zu wollen.

Johann war nun eben nicht der Mann, der in Bezug auf Rechte, die er mehr für angemäßt als begründet und aller Billigkeit entgegen erachtete, sich bedenklich zeigte. Wollte man den Knoten nicht lösen lassen, so zerschnitt er ihn und erklärte, er werde das Wasser bis zu einer bezeichneten Grenze als das seinige betrachten; wolle der Abt das nicht, so möge er es hindern. Er ließ in das Gewässer um Plaue neue Weeden oder Pfähle einstecken\*) und setzte sich in den Besitz.

Der Abt Heinrich Stich war über das Verfahren im höchsten Grade erbittert, aber doch nicht mächtig genug es hindern zu können. Gewalt stand ihm nicht genug zu Gebote, er klagte zwar jedem sein Leid und äußerte sich erbittert über die Gewaltthätigkeiten der Quikows, worin ihm sein ganzes Kloster beistand, aber verklagen konnte er Johann nicht, denn wo war der Richter? Neue Hoffnungen belebten ihn, als Günther von Schwarzburg im Jahre 1404 zum Statthalter der Mark ernannt wurde. Er kannte ihn aus älterer Zeit persönlich und versprach sich viel von ihm. Kecker und lauter schmähte er auf die

\*) Aus einer Lehninischen Kloster-Handschrift in Vaticin. metric. D. F. Hermanns S. 104.

Quitzows, dringender und kräftiger forderte er von Johann die Zurückgabe des Gewässers. Da zeigte ihm Dietrichs Behandlung des Grafen, wie die Quitzows über den neuen Statthalter dachten und was er von ihm zu hoffen habe. Das goß neues Öl in die Flammen seines Zorns und seines Hasses. Mit Bestürzung sah er kurz nachher, daß Dietrich gar zum Schutzherrn der Mark ernannt wurde. Die ihm in Berlin jährlich ausgesetzte Summe mußte von den Landständen aufgebracht werden, zu denen der Abt des Klosters ebenfalls gehörte. Aber als er zur Zahlung aufgefordert wurde, erklärte er, daß er nichts dazu beitragen werde, denn er habe nicht mitgestimmt, da man dem Dietrich die Schutzherrlichkeit angetragen und er verlange seinen Schutz nicht\*).

Als Dietrich das vernahm, ließ er den Abt wissen, daß er unter solchen Umständen auf seinen Schutz nicht rechnen dürfe, und Johann von Quitzow übersandte zugleich einen Absagebrief. Der Abt entbot den Klostervogt, sich zu rüsten und bereit zu halten, ungeachtet dieser vorstellte, daß er zu schwach sei, etwas Wirkames zu unternehmen. Johann aber zog mit seinen Dienstleuten nach dem, eine Meile nördlich von Werder an der Havel gelegenen, dem Kloster gehörigen Dorfe Töplitz. Hier hatte das Kloster einen Hof, den es durch einen Verwalter bewirtschaften ließ. Auf diesen Hof war es abgesehen; offenbar wollte Johann für jetzt nur zeigen, wie viel er dem Kloster schaden könne, wenn er wolle, ohne aber den Schaden weiter auszudehnen, als zu diesem Zwecke nötig war.

Es war in der Nacht des 18. Dezember 1405, als Johann mit seinen Leuten in Töplitz einritt und sich sogleich nach dem gedachten Hofe begab. Hier war man sich keines Überfalles gewärtig und alles lag schon in den Betten. Nur mit Not flüchteten sich die Bewohner nackt und bloß und retteten ihr Leben. Der Hof wurde geplündert und in Brand gesteckt. Man blieb so lange bis er niedergebrannt war und zog dann mit der Beute ab, ohne für jetzt etwas gegen den übrigen Teil des Dorfes zu unternehmen. Das Kloster gab seinen Schaden auf mehr als hundert Schock böhmische Groschen an\*\*).

Es scheint aber nicht, daß diese Gewaltthat den Abt nachgiebiger gemacht habe. Die gegenseitige Erbitterung dauerte fort und machte sich in allerlei Neckereien und Berunglimpfungen bemerkbar, bis irgend eine unbekannte Veranlassung den Johann von Quitzow bewog, das Kloster seinen Unwillen nachdrücklicher fühlen zu lassen. Am dritten Weihnachtsfeiertage, den 27. Dezember 1407, überfiel er das dem Kloster gehörige Dorf Schmergow, zwei gute Meilen östlich von

\*) Vatican. metric. S. 103.

\*\*\*) Nach der Kloster-Handschrift in Vatican. metric. S. 104. Die Zeitangaben sind dort unzuverlässig.

Brandenburg, eine Viertelmeile südwärts von der Havel gelegen. Das Dorf erhebt sich auf einer flachen Anhöhe aus der Havelniederung. Johann ließ es ausplündern und einige Gebäude niederbrennen. Ein Dienstmann des Klosters, namens Matthias Beldecke, fiel in die Hände der Knechte und da er sich zur Wehre setzen wollte, wurde er lahm geschlagen und gefangen nach Plaue gebracht, wo er sich mit 30 böhmischen Groschen loskaufen mußte. Der Schaden im Dorfe aber betrug nach den Klosterangaben über 250 Schock böhmische Groschen\*).

Jetzt wandte sich der Abt Heinrich Stich an den Rat der beiden Städte Brandenburg, stellte ihm seine Plage vor und bat um seine Vermittelung, ohne jedoch den Rechten seines Klosters zu nahe zu treten, oder ihnen etwas zu vergeben. Der Rat war dazu willig und wandte sich an Johann von Quitow, um ihm in dieser Angelegenheit seine Dienste anzubieten. Johann war nicht abgeneigt, den alten Streit endlich einmal beizulegen, die Unterhandlungen begannen, da entsprang der Herzog Johann und Johann von Quitow fiel, wie wir erzählt haben, über die Brandenburger her. Zwar wurde das Mißverständnis gehoben, aber nun gerieten die beiden Städte in Unfrieden mit einander und sperren die Thore gegenseitig über ein halbes Jahr lang. Während dieser Zeit ruhten anfänglich die Vermittlungsversuche, endlich aber, Anfangs Juli, brachte der Rat der Altstadt wenigstens eine Art von Waffenstillstand, eine sogenannte gute Weile, zu Stande. Der Abt sollte während der Zeit auf Mittel denken, Johanns Beschwerden abzuhefen, und dies wurde den Abgeordneten des Klosters von den Ratmännern im Hause des Ratmannes der Altstadt, namens Klaus Stolp verkündigt\*\*). Vergnügt zogen diese ab und nun schien es ruhig zu werden. Da wurde zu des Abts großer Freude Johann von Quitow gefangen und nach Lychen geführt. Wahrscheinlich vermutete der Abt, daß diese Gefangenschaft lange währen würde; haßte Herzog Ulrich den Johann eben so sehr, wie er, — und dazu konnte jener Grund genug haben, — so gab er ihn gewiß sobald nicht los. So dachte er denn an kein Beseitigen der Beschwerden, sondern er hatte im Gegenteil noch im Herbst einen neuen Fischbehälter in der Havel errichten lassen an einer Stelle, welche Johann stets als ihm zugehörig in Anspruch genommen.

Schneller als Heinrich Stich es vermutet hatte, war Johann wieder frei und kaum war er in Plaue angekommen, als er erfuhr, wie die Sachen standen. Das Benehmen des Abtes erregte seinen Zorn und er beschloß, ihn zu züchtigen, sowie das neue Jahr gekommen sein würde, und dies ist der Zeitpunkt, bis zu welchem vorhin unsere Geschichte vorgeführt war.

\*) U. a. D. — \*\*) U. a. D. S. 105.

Am 28. Januar früh morgens rückte Johann mit seiner Schar von Plaue aus und zog neben Brandenburg über die Haveldörfer fort, welche meistens dem Domstifte gehörten bis er das schon vorhin erwähnte Töplitz erreicht hatte. Diesem unglücklichen Dorfe sollte es zum zweitenmale gelten und diesmal war es nicht bloß auf einen Schrecken abgesehen. Drohend zogen sich die geharnischten Scharen heran, die Halbinsel, auf welcher das Dorf zwischen der Havel und der seeartigen Wublitz gelegen ist, bot leider keinen Zufluchtsort dar. In größter Angst flüchteten die armen Bauern, so wie sie merkten, daß es auf ihr Dorf abgesehen sei, ihre besten Habseligkeiten über die Havel nach dem jenseits gelegenen Dorfe Phöben; doch wahrte es nicht lange, so waren die Feinde da und nur mit Mühe retteten sie sich und die Ihrigen selber über das Wasser, indem sie sorgfältig alle Rähne des Dorfes mit hinübernahmen und es dem Feinde auf diese Weise unmöglich machten, zu folgen. In- dessen war im Dorfe noch genug zurückgeblieben, um eine reiche Plün- derung, oder in damaliger Redeweise einen guten Raub zu gewähren und die Knechte ließen es daran nicht fehlen. Einen Dienstmann des Klosters griffen sie, der unvorsichtiger Weise zurückgeblieben war, und den sie aus seinem Versteck herausgezogen hatten. In seiner Heftigkeit führte er harte Reden darüber, daß Johann von Quitzow das Dorf überfallen habe, ungeachtet der angesagten guten Weile und reizte dadurch die Knechte so sehr, daß sie ihn krumm und lahm schlugen. Außer mancher andern Beute waren auch 18 Pferde vorgefunden, die die Bauern nicht mehr über die Havel hatten bringen können. Als es nichts mehr zu plündern gab, wurde das Dorf in Brand gesteckt und Johann zog mit den Pfer- den und dem gefangenen Mann nach Plaue, wo letzterer sich loskaufen mußte\*). Mit Schrecken ward jetzt der Abt inne, wie trügerisch seine Hoffnung gewesen war und wie viel er versäumt hatte. Allein er fühlte sich über Johanns Verfahren so erbittert, daß er weniger als je geneigt war, zu unterhandeln. Er tobte und wütete, und Johann erfuhr bald, daß er noch auf keine Nachgiebigkeit zu rechnen habe. Es ist ein hartnäckiger Pfaffe, sprach er, man muß ihn härter züchtigen und demütigen, dann wird er sich wohl geben. —

\*) Lehninische Kloster-Handschrift a. a. D. S. 105.